

Ein Lehrerleben in Königsfeld vor 100 Jahren

von
Heinz Schmidt

Als mein Vater Walther Eugen Schmidt im Februar 1959 im Sterben lag, hatte er mir die Schlüssel seines Schreibtisches übergeben, damit ich nach seinem Tode die nötigen Papiere zur Hand hätte. In den langen Nachtstunden, den letzten seines Lebens, aus denen er nur noch für Augenblicke erwachte, fand ich ein dickes Bündel von Briefen seiner Hand aus den Jahren zwischen 1894 und 1919. Es war die »Circular-Korrespondenz«, sein Anteil an einem Rundbrief, der in jenen langen Jahren die Kolonnen 1892 und 1893 des Theologischen Seminars der Brüdergemeinde verband. Es muß jedesmal ein ganzes Päckchen gewesen sein, das den Einzelnen dieser acht Brüder erreichte. Er hatte dann das Recht, seinen eigenen letzten Brief an sich zu nehmen und durch einen eigenen neuen Bericht zu ersetzen. So fehlten dem Bündel die Äußerungen der übrigen Gesprächsteilnehmer – bis auf eine Fülle von kurzen, oft launigen, aber auch nachdenklichen, lobenden oder tadelnden Randbemerkungen, unterschrieben mit Studentennamen: Gog, Kaleb, Adam, etc. Für mich trat das Leben des eigenen Vaters in jenen unvergeßlichen Stunden noch einmal neu und weithin bis dahin ungekannt zutage. Denn sie bilden wirklich ein document humain über den inneren und äußeren Werdegang eines Theologen jener vergangenen Generation. Hier soll von seinen Erfahrungen während seiner Lehrerzeit berichtet werden. Sie hat ihn von Ostern 1896 bis Ostern 1902 nach Königsfeld geführt.

Nach den Studienjahren in Gnadenfeld hatte der Vater einen Rufbrief nach Niesky erhalten. Doch führte ihn ein Telegramm der Behörde in Berthelsdorf im letzten Augenblick statt dessen in die ferne und ihm noch unbekannte Gemeinde im Schwarzwald. Durch überraschenden Ausfall mehrerer Erzieher war dort eine empfindliche Lücke eingetreten. Zwei Tage später saß er auf dem Kutschkasten, um vom böhmischen Dauba, dem Arbeitsort seines Vaters, die nächste Bahnstation zu erreichen. Und am Mittwochabend mußte er, kaum eingetroffen, »sofort mit der berüchtigten, aber nicht als so schlimm erfundenen Schlafsaalswache« beginnen.

Gewiß ist der Ort ihm fremd, der Beruf neu, sind ihm die Schüler unbekannt. Aber unter den Lehrern ist sein Mentor ein älterer Freund aus Gnaden-

feld, Pinkus – Br. Charles Winkler. Den Freunden sind der Direktor, Br. Schmitt, der Mitchef M.M. Meyer, aber auch die hauptsächlichlichen Vertreter des Königsfelder Gemeinlebens mindestens vom Hörensagen längst bekannt. Und als einstiger Nieskyer Pädagogist kennt Muckel, wie meines Vaters Studentename hieß, auch Art und Aufbau der brüderischen Erziehung. Er beschrieb im wesentlichen die besondere Ausprägung dieses Grundtypus in Königsfeld.

Die Königsfelder Knabenanstalt gehört mit Neuwied und Prangins am Genfer See zu den »Ausländeranstalten«. Während an der Mädchenanstalt die »bleichsüchtigen Töchter frommer badischer Familien« einen Realschul-Unterricht erhalten, hat Königsfeld Erziehung und Unterricht seinen Schülern angepaßt. Die »Burschen« oder »boys« stammen aus Frankreich und der französischen Schweiz, sogar aus Italien, vor allem aber aus England. Freunde der Moravians in England haben seit alters die Gewohnheit, ihren Söhnen auf diese Weise die deutsche Sprache und die christliche Erziehung zugänglich zu machen.

Diese Schülerschaft machte mancherlei Schwierigkeiten. »Ich bin in meiner Erwartung bez. der Frechheit Königsfelder Rangen keineswegs getäuscht worden. Allein was für Material erhält man auch vielfach. Kerls mit dunklen Punkten in ihrer Vergangenheit, unsaubere, leichtsinnige Patrone, überall aufsässige Menschen, die hier zur Raison gebracht werden – und man wundere sich noch über rohen Ton.« Das ist der erste Eindruck der Brüder Walther Schmidt und Ch. Winkler, der in Prangins eine sehr viel noblere Schülerschaft erlebt hat. Allerdings liege das wohl auch am Pensionspreis: in Königsfeld betrage er jährlich 840 Mark, in Prangins dagegen 1340 Mark.

Ob dieser Pensionsatz nicht einer der Gründe dafür ist, daß die Anstalt schon seit Jahren ein erhebliches Defizit in der Schlußrechnung nach Berthelsdorf melden muß? Die Sorgen seines Direktors trägt Vater seinen Freunden öfter vor. Nach ihren Randbemerkungen freuen sie sich im September 1898 zu Beginn eines neuen Schuljahres (in Königsfeld scheint dieser im Herbst stattzufinden) über die Aussicht, daß die Schülerschaft, die bereits von 37 auf 44 gestiegen ist, nach den vorliegenden Anmeldungen die Zahl von 50 erreichen müßte. Dann sollte sich die Anstalt endlich tragen. Im April 1899 muß für die 56 Schüler eine vierte Stube eingerichtet werden, und im April 1902 ist mit 72 Schülern eine noch nie erlebte Blüte erreicht. Dieses äußere Wachstum ist nicht selbstverständlich. Schon im September 1896 muß davon berichtet werden, daß die Abneigung gegen das Deutsche in England wächst. Deutsche Strenge und Zucht leuchten dort nicht mehr ein. (Im englischen Internatsleben hat das Jahrhundertende wohl entscheidende Erziehungsreformen gebracht.) »Mutter Shawe, die diesen Sommer hier war, erzählte, daß ein englischer Vater ihr gesagt habe, lieber sähe er seinen Sohn sterben, als ihn in eine deutsche Anstalt

zu geben, denn das wäre Sklaverei.« Darum sind sich eigentlich alle jungen Erzieherbrüder darüber einig, daß die brüderische Erziehung, vor allem das Kirchen- und Schul-Departement in Berthelsdorf, sich umstellen müsse. Wenn »Adam« (wohl Br. Renkewitz senior) Anfang 1901 als junger Prediger in Christiansfeld eine vierte Ausländeranstalt mit Feuer aufbaut und verteidigt, ist der damit beauftragte Schulleiter, Br. M.M. Meyer, der frühere Königsfelder Mitdirektor, von Anfang an voller Bedenken, und W.E. Schmidt teilt seine Sorgen: der Freundeskreis der deutschen Brüdergemeinde in den anderen Ländern wird weiter zurückgehen.

Einleuchtender wäre es, die Königsfelder Anstalt dem staatlichen badischen Schulwesen anzupassen. Die Mädchenanstalt hat Ende 1896 diesen Weg erfolgreich beschritten. Die Brüdergemeinde könnte eine gute Realschule brauchen, zusätzlich zum humanistischen Nieskyer Typ. Doch brauchte es dazu geprüfte Oberlehrer. Immer wieder wird darüber geklagt, daß die Väter in Berthelsdorf für diese Notwendigkeiten keine Einsicht haben. Sie hätten schon vor 10 Jahren mit der Erteilung von Stipendien zum Philologiestudium für brüderische Studenten beginnen müssen. Allerdings ist ein einmaliger Versuch in dieser Richtung alsbald gescheitert: der Bruder ging nach Studienende in den Staatsdienst. Aber eine solche Erfahrung dürfe die Behörde nicht irre machen. Die jungen Brüder schlagen eher die Form eines Verpflichtungsvertrages vor, nach dem die Studienzeit im brüderischen Schuldienst mindestens abgedient werden sollte. Ein positives Ergebnis dieser Gedanken ist in jenen Jahren noch nicht festzustellen. Anders ergeht es einem Vorschlag von W.E. Schmidt an die Unitäts-Ältestenkonferenz, für die Gnadefelder Theologiestudenten ein siebentes Semester einzuführen, das sie an die Universität führen soll: der Brief vom 1.2.1898 ist voll herzlicher Glückwünsche der erfreuten Freunde, daß dieser Gedanke so schnell verwirklicht wurde.

Weit stärker noch wird von den Brüdern über die rechte Art brüderischer Erziehung diskutiert. Das bisherige »Polizei- und Drill-System« wird wohl nur von einem einzigen »Lea« von ihnen verteidigt, der die eindrückliche und umstrittene Persönlichkeit seines Gnadefreier Direktors, Br. Lentz, durch dick und dünn verteidigt. Die anderen jungen Brüder sind nicht glücklich darüber. »Das alte Polizeisystem hat abgewirtschaftet. Aber was an seine Stelle setzen? Darauf weiß keiner von uns bis jetzt genügende Antwort. Mit dem bloßen Gewähren von »Freiheiten« ist's nicht gethan. Dies Freiheiten-gewähren ist bis jetzt noch ziellos. Ich glaube, wir arbeiten alle unbewußt mit an der neuen Form brüderischer Erziehung. Aber der große, alle diese Bestrebungen zusammenfassende, das Ziel weisende Gedanke fehlt. Wir leben in einer Übergangszeit unseres Erziehungswerks. In solcher Zeit der Unklarheiten Neues zu grün-

den, ist mißlich. Solange man daran arbeitet, die Konstruktion der Schiffe umzubauen, vergrößert man ungerne die Flotte« (Januar 1901).

Schließlich einigen sich die Brüder darauf, daß eine schrittweise Erziehung zur Mitverantwortung der älteren Jahrgänge anzustreben ist. Nur die zwei ältesten Jahrgänge sollten allmählich einige Freiheiten erhalten, verbunden jedoch mit selbständigen Pflichten innerhalb des Hauses. Im übrigen beweisen beklagenswerte Vorfälle die Notwendigkeit sorgfältiger Aufsicht. Wo diese versagt, kommt heimliches Rauchen vor. Ja, der Brief eines Ortschaftsmädchens wird im Internat gefunden, in dem sie ihre Liebe beteuert und zu berichten weiß, eine Freundin hätte sich sogar wiederholt geküßt! Einer der ältesten Schüler mußte sogar darum weggeschickt werden, weil er mit einem lockeren Mädchen im Schriftwechsel geblieben war. »Wenn man dergleichen erfährt, kann man freilich an der ganzen Erziehung verzweifeln. Man kann doch schrecklich wenig verhüten; aber andere Jungen, die allmählich zutraulicher werden, und denen man vielleicht fürs Leben einen Fonds von Liebe mitgeben kann, die sie sonst nie gefühlt, noch fühlen werden, und der vielleicht noch in späteren Jahren, ohne daß man darum weiß, Zinsen trägt, ermutigen einen wieder« (17.9.1896).

Bei dieser Sicht brüderischer Erziehung bleibt der Briefschreiber bis zum Schluß. Anders als in Niesky wird die Königsfelder Anstalt darauf verzichten müssen, die höchsten Schulziele der damaligen Zeit zu erreichen oder gar zu übertreffen. »Bei unseren rauen boys hieße das nichts anderes, als auf Eichenbäume Rosenzweige aufzupfropfen.« Wohl aber kann auch bei den Königsfelder Jungen eine deutliche erzieherische Wirkung erzielt werden. Sie wird bei den meisten darin bestehen, daß »Wildtriebe abgeschnitten werden«. Wenn die Jungen arbeiten lernen, ist viel erreicht. Pflicht, Gehorsam und Ordnungsiebe (sie fällt dem Schreiber selbst nicht eben leicht) können wirklich weitergegeben werden. Wenige Schüler werden zu einem reiferen Urteil imstande sein. Erst im Rückblick werden sie es vielleicht sehen lernen wie gute Freunde der Brüdergemeinde aus den Landeskirchen: welche gesunde Mischung der Brüdergemeinde geschenkt ist, wenn Weitherzigkeit, Dienersinn, Arbeitsfreude und Christusliebe zusammenwirken (27.6.1900).

Gerade in den Königsfelder Jahren empfängt Walther Schmidt auch derartige Verbindungen über die Brüdergemeinde hinaus. Die Königsfelder Erziehung könnte allein von jungen brüderischen Theologen nie geleistet werden. Neben den »Brüdern« stehen die »Genossen«, von denen eigentlich in jedem Brief berichtet wird. Es sind Jahre, in denen der junge Theologe nicht alsbald nach Abschluß der Studien- und Vikarszeit mit einer Stelle rechnen kann. Schon die Absolvierung einer Vikarsstelle berechtigt zu Selbstgefühl. Viele müssen als Hauslehrer darauf warten, bis Stellen frei werden. In der Brüdergemeinde ist das

Problem etwas anders gelagert. Mit Teilnahme berichtet Vater davon, wie die verdienten Mitchefs M.M. Meyer und Grunewald schon reichlich über die Mitte der dreißiger Jahre hinaus sind, bis sie zum zweiten Examen und zum ersten Ruf in eine feste und heiratsfähige Stelle zugelassen werden. An sich gäbe es im Böhmisches Werk (die Los-von-Rom-Bewegung erregt die Brüder) und vor allem im Missionswerk Stellen genug. Aber das Kirchen- und Schul-Departement in Berthelsdorf kann auf seine bewährten Ersten Lehrer und Mitdirektoren nicht verzichten.

Mancher Seufzer über diese Situation wird in den Briefen beantwortet; der Schreiber selbst ist bis zum Schluß mit ganzem Herzen Lehrer und klagt nicht. Aber auch er gibt zu, daß die brüderischen Theologen kein unerschöpftes Reservoir mehr sein dürften. Über seinen Vorstoß zur künftigen Gewährung von Lehrerstipendien wurde schon berichtet. Stärker noch vertritt er den Kolonnen-genossen gegenüber, daß die Mitarbeit junger Theologen aus den Landeskirchen kein Notbehelf ist. Hier hat die Brüdergemeinde einen ausgesprochenen Dienst an der weiteren Kirche zu erkennen. Sollten fähige Theologen von draußen nicht auch für die Dauer in den verantwortlichen Dienst der Gemeinde eintreten können? Hier müßte Berthelsdorf wagemutiger sein. Seinem Freunde, dem früheren Stadtvikar Löbig, wird auf seine Meldung in den ständigen Erziehungs- und Schuldienst der Gemeinde in Berthelsdorf nur geantwortet: er müsse sich eben auf die Mission melden. »Für einen angehenden Repetenten doch etwas starker Toback!« (11.10.1900).

Schon aus den Randbemerkungen der Freunde ersieht man, daß Vaters Sicht auf Widerspruch stößt. Sind Gemeingeist und Dienersinn für auswärtige Theologen tatsächlich nicht erlernbar? An dieser Stelle sind die Rundbrief-Freunde wieder bei ihrem eigentlichen Hauptthema, das sie in keinem der Briefe verlassen. Mögen sie den Dienersinn schon beweisen, aufs Schwerste setzt es ihnen zu, wenn ihnen der eigentliche Gemeingeist von der »positiveren älteren Generation« und vor allem von den Gemeinschaftsleuten (Br. Pfrunder) abgesprochen wird. Sie wehren sich gegen diese Vorwürfe. Hängt das echte Gottesverhältnis, die wirkliche Religion denn an einer besonderen Form des Heilandschristentums?

Ihre Gnadenfelder Professoren (Becker, Kölbing, Steinmann) und die meisten Prediger wissen sie auf ihrer Seite. Br. Ernst Reichel, der 1898 von Gnadenfeld aus in die Königsfelder Predigerstelle berufen wird, leidet wie die jungen Brüder in der Knabenanstalt unter Strenge und Engherzigkeit dieser Urteile. Und doch fühlen die Brüder, fühlt Walther Schmidt den Stachel dieser Vorwürfe. Wie die großen und von ihm viel gelesenen theologischen Lehrer der Zeit, wie Ritschl, Troeltsch, Herrmann und Wernle, können sie nicht auf die

Heilandsfrömmigkeit heruntersehen. Vater empfindet es schmerzlich, daß er nach seinem Studium ehrlicher Weise nicht zu Christus beten kann, sondern allein zu dem gnädigen Vater-Gott. Darüber hat er oft genug – er gesteht es freimütig – das regelmäßige Gebet überhaupt vergessen und es dann nicht einmal entbehrt. Aber ist dies nicht deutlicher Hinweis darauf, daß jene ernsten und frommen Kritiker Recht haben, daß er und die Freunde den Heiland in eigener Person und eine echte Bekehrung einfach noch nicht erlebt haben? In zwei verschiedenen Perioden jener Jahre trägt er diese Unruhe den Brüdern eindrücklich vor: »Wir haben mindestens die Pflicht zum Versuch, mit Hintansetzung all unserer Zweifel und Bedenken, auf praktischem Wege zu einem *persönlichen* Verhältnis zu Christus zu kommen ... Wir dürfen nicht bloß mit einer Betrachtung des geschichtlichen Christus uns genug sein lassen ... Schließlich kann man sich doch dessen getrösten: Wer da suchet, der findet« (30.10.1897)

Das hat noch Monate zuvor ganz anders geklungen. Damals, vor der Synode von 1897, war »Kolbs« (Br. Kölbing aus Gnadenfeld) in einer Anstalt nach der anderen erschienen, um seine Schüler auf das Schwerste, auf die Schließung des Seminars wegen seiner modernen Theologie vorzubereiten. Sie scheinen damals vor der Frage gestanden zu haben, ob das die jungen Brüder nicht zwänge, die Brüdergemeinde zu verlassen. Aber nun hat die Synode sie glücklich gemacht und beschämt. Kölbing selbst hatte in eindrücklichen Worten seinen Glauben, seine Liebe zum Heiland bekannt. Und die meisten älteren Brüder, Prediger und Laien unter den Synodalen, hatten dankbar bezeugt, im Heilandsglauben fänden sie sich alle zusammen. Dieser Abschluß der Synode hat mindestens meinen Vater damals beglückt und beschämt.

Aber dann treten auch andere Fragen wieder hervor. 1898 sieht er es so: Wo sonst wären Theologen so ernsthaft und liebevoll auf pietistische Ideen eingegangen? Die innere Wahrheit erfordert aber auch, bereit zu sein zu Wegen, die der älteren Gemeindegeneration ungewohnt sind. »Wenn trotz ernster Prüfung mir der Gebetsumgang mit Christus noch nicht möglich ist, so bin ich dadurch vom Brüdertum noch nicht getrennt.« Gilt es nicht, sich zu trennen vom weichen Jesusbild, vom süßlichen guten Hirten? Das Jahrhundertende kokettiert ohnehin nur mit menschlicher Schwäche. Jesus müßte ihm anders gegenübergestellt werden, mit neuer Autorität, unerschrocken und selbstlos, im Kampf gegen alles Frivole und Unwahre, als »Heerkönig mit Flammenaugen«. Eine falsche Demut täte dann nicht not; in der Gemeinde arte sie allzu leicht in Heuchelei aus. Zweifellos steht Vater damals unter dem Eindruck von Stimmen der Zeit. Frenssens Dorfpredigten werden gelesen. Stärker noch nähern sich die Königsfelder Lehrer den Theologen Friedrich Naumann und Martin Rade. In Hornberg sitzt als Pfarrer ein tätiger Vertreter dieser Richtung. Die jungen Brü-

derischen Lehrer und bald auch ihr Direktor treten dort in Naumanns Nationalsozialen Verein und in den »Freundeskreis der Christlichen Welt« ein. Vor allem Rade entdeckt geradezu Walther Schmidts geschickte und rasche Feder. In Königsfeld schreibt er Buchbesprechungen, musikalische und Kunstkritiken, Artikel zu sozialen und religiösen Fragen für die »Hilfe«, die »Christliche Welt«, die »Tägliche Rundschau«, daneben auch für »Herrnhut« und die lokale badische Presse. Aus den Honoraren kann er – und mehrere Freunde halten es ähnlich – seine Ferienreisen in die Schweiz und nach Österreich, zu Gipfelersteigungen und Kunstgenüssen finanzieren. Und auch auf theologischen und politischen Kongressen kann er erscheinen, jeweils begleitet von seinem erstaunlich aufgeschlossenen Direktor, von den Freunden Winkler und Löbzig oder dem zeitweiligen Brüderpfleger W.S. Reichel.

Es ist hier nicht der Ort, jede Kurve biographisch zu schildern. Erstaunlich bleibt die Offenheit dieser Jahre in jeder Richtung. Wagner und Brahms, Böcklin und die Münchner Schule werden in den Ferien genossen und dann weiterbesprochen. Die zeitgenössische Literatur wird gelesen, die etwas ältere ihr jedoch vorgezogen: Keller und Storm stehen hoch über Hermann Sudermann und Ludwig Jacobowski. Bewußt aufgenommen wird der Auftrag zu sozialer und politischer Verantwortung; darin sieht sich diese Generation merklich unterschieden von ihren Vätern. Interessant ist es, wie vor allem der Name Friedrich Naumanns in den Vordergrund tritt. Christoph Blumhardt taucht einmal am Rande auf. An keiner Stelle wird jedoch ein deutscher Reichskanzler mit Namen genannt, weder Bismarck noch der regierende Kaiser. Dafür wird freilich Adolf Stoecker, werden die liberalen und sozialen Wegbereiter erwähnt.

Aber auch die nähere Umwelt wird bewußt und verantwortlich miterlebt. Allmonatlich wird der Bürgerabend eingeführt, bei dem die Lehrerschaft sich mit den Brüdern vom Ort in wachsender Freundschaft findet. An diesen Abenden beteiligen sich nicht die ausgesprochenen Gemeinschaftsleute, aber auch nicht die Brüder vom Ältestenrat, deren Beschlüsse vielmehr recht kritisch besprochen werden. Etwas sorgend sind die Brüder, wenn der schneidige Sohn einer besonders frommen Familie, wenn der junge Heinrich Stamm während seiner kurzen juristischen Semester auch ihnen gegenüber studentisch auftrumpfen will. Es ist jedoch anzunehmen, daß diese Zeit eine vorübergehende Phase ist; die Brüder, die ihn kennen, brauchen deshalb nicht jede Hoffnung zu verlieren! (3.4.1901).

Zur Freude des ganzen Ortes, zur Trauer von Br. Pfrunder muß Walther Schmidt im Auftrag des Bürgerabends einmal ein Eisfest organisieren – mit Lampions, Musik und Darbietungen. Daß ledige Brüder und ledige Schwestern noch nach Dunkelwerden dort zusammen gesehen wurden, scheint von der üb-

rigen Gemeinde verkräftet worden zu sein (3.2.1898). Gern erlebt der Ort die Krippenspiele, aber auch die Stegreifdichtungen und Shakespeare-Travestierungen, die Vater regelmäßig zu Direktor Arthur Schmitt's Geburtstag schreiben mußte. »Mir erscheint, als wäre Königsfeld in einem Stück fast allen anderen Anstalten vorbildlich: im Verkehr mit dem Ort. Wir stehen nicht feindlich oder »stehen überhaupt nicht« (wohl Zitat), sondern stehen recht freundlich.« Am Sonntagabend sind die Lehrer in der Regel in den Ortsfamilien eingeladen. Mißtrauen und Vorurteile können dadurch aufs beste zerstreut werden.

Einmal freilich, im April und Mai 1898, führt diese lebhaftete Mitbeteiligung zu einem förmlichen Konflikt. Ein junger Arzt, Dr. Specht, ist zugezogen und alsbald zum Freund der jungen Brüder geworden. Der Ältestenrat unter dem neubeginnenden Prediger Ernst Reichel erklärt sich bereit, ihm auch die Kommunal-Krankenkasse einiger Nachbarorte für das kleine Krankenhaus in der Luisenstraße zuzuteilen. Das nimmt der bis dahin einzige Arzt des Ortes, »seine Corpulenz Herr Dr. Wentz«, recht übel und erreicht das Gutachten eines Ministerialrats, das ausführt, der bisherige Kassenarzt genüge den Anforderungen. Darauf erklärt der Ältestenrat sich damit einverstanden, den früheren Zustand wieder einzuführen. Dr. Specht müßte Königsfeld verlassen, wenn da nicht im Bürgerabend eine Petition entstanden wäre, deren Unterschriftenliste mit den Namen Winkler, Walther Schmidt und Arthur Schmitt beginnt. Denn anderenfalls trauen sich die übrigen Bürger nicht an diese Sache heran. Prediger und Ältestenrat nehmen nun in der Tat ihren zweiten Beschluß zurück: der junge Arzt darf bleiben. Jedoch spricht der Ältestenrat den beiden jungen Brüdern sein ausdrückliches Mißfallen aus. Vater muß es dem erzürnten Ernst Reichel auch zugeben, daß er es leider unterlassen hat, ihn vorher von der Sache zu unterrichten. Aber ein »Attentat gegen den Frieden der Gemeinde« haben die jungen Brüder ja nicht gewollt. Br. Reichel ist jedenfalls nach der Aussprache meines Vaters bleibender Freund geworden und sorgt dafür, daß auch der Ältestenrat seine allzu scharfen Vorwürfe zurückzieht. »Das ist mir ja bei der ganzen Sache klar geworden, daß man, wenn man etwas Derartiges anfängt, nicht mehr Herr seiner selbst ist und u.U. Dinge thun kann, die man selbst bedauert, trotzdem man aus den besten Motiven heraus an die Sache gegangen ist. Daß ich sonst aber für die Kenntnis von Menschen und Verhältnissen, für die Übung in schwierigen Verhandlungen, für die Stärkung des Muts ganz dankbar bin, werdet ihr verstehen« (8.5.1898).

Im November 1900 geht die Wahrnehmung solcher Verantwortung für die Gemeinde fast über die Kraft des jungen Lehrers. Er berichtet von Bürgerversammlungen der verschiedensten Art und in ununterbrochener Folge: die politische Gemeinde Königsfeld ist im Entstehen. Da wird debattiert »über Brüder-

gemeine und Kommune, über Neuordnung und altes Unrecht, das von Branchisten und Gemeinangestellten verübt worden ist. Kurz, ein tolles Durcheinander.« Und noch am 5.1.1901 seufzt er über das »Gedräng' von auß und innen«. Dabei hat er in seinen letzten Jahren neben seiner ersten Stube auch oft genug die Aufsicht über das ganze Haus, übernimmt Ferienvertretungen (zu Weihnachten 1900 etwa 33 Mann, meistens recht aufsässige Engländer, die er allein zu betreuen hat) und hat während der Schulzeit dreiunddreißig bis fünfunddreißig Wochenstunden. Zu Geschichte, Deutsch und Erdkunde sind die alten Sprachen, aber auch Turnen, Exerzieren und Malen hinzugekommen. Während er in den ersten Jahren bei wesentlich geringerer Belastung zweimal zusammengebrochen ist, hat sich später die Gesundheit augenscheinlich gefestigt. Damals, im Januar 1897, ist er Chef und Mitchef regelrecht vor die Füße gefallen und wurde zum »Compagnie-Krüppel«, dem Dr. Wentz Alkohol, Kaffee und Rauchen untersagte. Später wird er gelegentlich äußern, daß ihm Königsfeld den Lebensstil der Gnadfelder Studentenzeit gründlich abgewöhnt hat. Um durchzuhalten, lernt er geregelte Zeiteinteilung und Nachtschlaf und hält auch bei Einladungen mit dem reichlich gebotenen Trinken zurück.

Dahinter steht aber auch stärkere Verantwortung. Die einstigen Schüler von Becker und Kölbing, von Ritschl und Herrmann sind ohnehin so stark von der frommen Gemeine angefochten, daß sie ihr gegenüber wirklich zeigen möchten, daß es ihnen in Dienstbereitschaft und Hingabe für die Gemeine keiner zuvortut. Auf diese Weise werden auch die eigenen Anfechtungen des Glaubens verkraftet. Und noch merkwürdig wach ist (bei aller Klage über den Traditionalismus, die mangelnde geistige Wachheit, den fehlenden Wagemut zum Neuen in Berthelsdorf) die Überzeugung, daß der Ruf in den Gemeindienst wirklich Gottes Führung unseres Lebens einschließt. Sicher gibt es in diesen Briefen auch Kopfschütteln über manche Berufung, stärker noch über die Art, wie die Unitäts-Ältesten-Conferenz Geduld und Dienstbereitschaft der älter werdenden ledigen Gemeindienen auf die Probe stellen. Trotzdem wird keine grundsätzliche Kritik geübt gegen das brüderische Berufungsverfahren. Die Jahre im Erziehungswerk bringen für die jungen Brüder nach einhelligem eigenem Urteil das entscheidende Reifen zum Mann, zum Charakter, zu vertiefter Bildung und bewußter Selbstzucht. Aber auch die Eignung für den Dienst in der Brüdergemeine und für das theologische Amt bedarf nach ihrer eigenen Sicht dieser Jahre nicht minder als der Studienzeit. – Doch sollte diese Bejahung des Dienerganges den einzelnen Anstaltsdirektor, vor allem aber die Behörde in Berthelsdorf zu stärkerer Verantwortung für ihre jungen Brüder führen. Vater selbst ist immer wieder glücklich, zu dem dafür einsichtsvollsten Chef geführt worden zu sein. Wie anders wäre sein Weg verlaufen, wenn er an

den anscheinend etwas berüchtigten und gestrengen Christian Wolter geraten wäre! »Immerhin ist es keine Frage, daß man in unsere Anstalten sehr stark, oft zu stark eingespannt ist. Die Direktoren hätten ihrerseits das größte Interesse daran, den Lehrern ihre Freizeit an freien Tagen, ebenso wie ihre vollen Ferien möglichst uneingeschränkt zu erhalten. Um so Tüchtigeres könnten sie leisten. In solchen Sachen ist man aber bei uns nicht kleinlich, nicht geschäftlich genug. Das und das kann ja der Lehrer noch ganz gut dazu übernehmen, heißt's stets. Und der Lehrer, der erklären würde: Ich bin dazu nicht verpflichtet! würde als unbrüderisch selbstsüchtig verschrien.« Dazu Randglossen von »Lea«: »Die Direktoren denken nur an ihre Anstalt, nicht an die Werke der Gesamtheit.« und von »Gog«: »Richtig, aber man sei doch ruhig etwas borstiger« (7.6.1900).

So menschlich ist das damals also schon zugegangen oder empfunden worden. Aber es kann doch auch davon berichtet werden, wie stark die brüderische Dienstauffassung auf die besten »Genossen« aus der Landeskirche wirkt. Durch die Arbeit in der Anstalt werde die Begeisterung für die Brüdersache ansteckend. Und solche Freudigkeit brauchten die künftigen »Pioniere des Protestantismus«. Ginge man in die Landeskirche zurück, so werde fortan der Hunger nach Gemeinschaft und nach einer »freieren Luft ohne Amtswürde und Amtstumpfsinn« ihnen bleiben (11.10.1900). Zudem empfänden sie es als rühmlich, daß ihnen in Königsfeld der »Hang zu Bequemlichkeit« gründlich vergangen sei (27.6.1900).

Allerdings gibt es auch andere Genossen. Zwei von ihnen werden uns in köstlich ausführlicher und launiger Schilderung vorgeführt. Beide haben sich hochfahrend über ihre akademische Ausbildung, über ihr theologisches Renommée und über ihren militärischen Offiziersrang eingeführt. Bei Herrn O. erweist sich das alles nachträglich als erlogen. Auf seiner Stube III hat er es in einem halben Monat auf 36 Strafen gebracht – ohne irgendeine Aussicht, die Jungen zu bändigen. »Wenn noch einer lacht, verläßt keiner lebend die Waschkammer!« Nachdem nun endlich der Chef, dem solche Entscheidungen furchtbar sind, ihm fristlos gekündigt hat, ist das Schlußurteil vernichtend: Verlogen – geistlos – unenergisch. »Und das wird Pfarrer« (17.4.1899). Oder der wunderliche Herr A. ist unter seinen Jungen völlig schwach. Wenn einer in Strafe oder in Stille ist, wird ihm bedeutet, daß dies in den Stunden seiner Anwesenheit nicht gelte; doch dürfe er ihn auf keinen Fall einem der anderen Lehrer anzeigen, der das dann dem Chef melden würde. Zudem ist der Gute in dringendem Verdacht, an einigen kleineren unaufgeklärten Diebstählen schuld zu sein. Schließlich findet auch hier Direktor Schmitt die Lösung, ihm noch ein dreifaches Monatsgehalt auszuzahlen und ihn wegzuschicken (9.4.1900).

Um so auffallender ist es, daß eine solche Kritik während der ganzen Dauer des Briefwechsels gegen keinen der brüderischen Mitarbeiter in Königsfeld zu finden ist. Da werden im Gegenteil Brüder mit Wärme verteidigt und liebenswert geschildert, von denen die übrigen Empfänger des Rundbriefes nicht allzu Großes erwarteten. Mit Liebe tritt Vater namentlich für seinen Direktor und die Mitdirektoren, mit Bewunderung und Respekt für die Frau Direktor ein. Innerhalb der damaligen Gemeindiener zeigt sich ein beglückend nahes und beteiligtes Verhältnis. Mir ist es über diesen Papieren erst aufgegangen, welche menschliche und erzieherische Verantwortung der Brüdergemeine nicht nur mit ihren Schülern, sondern auch mit ihren jungen Erzieherbrüdern anvertraut ist.

Auf Vaters stärkste Frage und Sehnsucht in jenen Jahren geben ihm freilich nicht die Mitarbeiter in der Anstalt Antwort. Immer wieder war es ihm ja gegangen um jene neutestamentliche Grunderfahrung in der Person des Heilands. Es mag doch hier schon erwähnt werden, daß die Zeit seines Durchbruchs zum vollen evangelischen Zeugnis durch den Glauben an den Gekreuzigten und Auferstandenen allein erst ins Jahr 1908 fällt. Damals haben sich zahlreiche junge brüderische Theologen bei der »Löbauer Molle« zusammengefunden und in Gespräch und Bibelarbeit ihren Weg ins freie und eigene Zeugnis aus der Theologie ihrer Zeit heraus gefunden.

Aber in den beiden letzten Königsfelder Briefen vom Januar und April 1902 zeigt sich diese Wende schon an. Bruder Paul Jensen hält als neuer Brüderpfleger seine erschütternden Predigten im bis zum Rande gefüllten Kirchensaal. Durch seine Osterpredigt 1902 wird selbst der Prediger überwältigt: »Wir singen No. 129 des Brüdergesangbuchs. Bei V. 3, der so ungefähr das Größte sagt, was ein Mensch aussprechen darf: Nun tritt, *was Christo ähnlich ist*, in Glaubenskraft zusammen – schaue ich zum Pastor hinab. Er sitzt da mit gequältem Gesichtsausdruck, singt nichts, und in unendlich starkem Chor schallt dieser unendlich schwere Vers zu ihm hinauf. Da verstand ich die Energie der Predigt, wie sie neuerdings auch der Pastor immer übt. Wenn derartige Aussagen achtlos hinausgesungen werden können, die man kaum mit einem Beben in den Mund zu nehmen vermag, ist doch die Verwechslung zwischen Christentum und Kirchlichkeit, sei es auch »brüderischem Wesen«, gefährlich weit gediehen. Dieser Situation gegenüber stehen nun Jensen und der Pastor, der wie gesagt mit Master (= Jensen) in einem Sinne arbeitet. Jensen ist nur asketischer. Ich glaube, das ist keine Gesetzmäßigkeit – nein – es ist auch keine Marotte, es ist im Augenblick die Pflicht, die er empfindet und die Jen. von oben gegeben ist. Als Johannes im härenen Gewande macht er Eindruck auf uns Brüdergemeiner, die mit Weitherzigkeit totgefüttert worden sind bzw. uns überessen haben.«

Die Art, wie der junge Brüderpfleger streng und selber angefochten auf's Ganze ging, ist umso eindrücklicher für Walther Schmidt, als Jensen selbst noch kurz zuvor moderner Theologe und ein wissenschaftlicher Kopf war, von dem Lehrer und Schüler Großes erwarteten. Zwar sorgt Vater unter der Glut dieser Leidenschaft einmal geradezu für Gemüt und Kopf des Mannes. Aber er weiß: diesem Anruf darf er, dürfen sich auch die Freunde nicht entziehen. Denn es geht nicht um den Glauben dieses einen Mannes, den man ja nicht nachahmen kann. Es geht ihm mehr auf. »Ich glaube, man kann nicht auf dem Jensenschen, oder sagen wir ruhig, altbrüderischen Standpunkt stehen und z.B. bei den Ostergeschichten vor allem sich mit den Auferstehungshypothesen herumschlagen. Er lebt, er nennt uns seine Brüder, »er sendet uns in die Welt, gleichwie der Vater ihn gesandt hat« ist ungleich mehr wert« (8.8.1902).

Die Liebe zur Osterbotschaft ist meinem Vater in jenen letzten Königsfelder Wochen aufgegangen. Sie ist ihm geblieben. Jesus lebt ... Von da aus ging sein Weg weiter.

In einem freilich regt sich Widerspruch. Paul Jensen, die Echten unter den Pietisten, die Vater kennengelernt hat (seit Weihnachten 1896 hat er wiederholt seine Patentante Agnes Schuckall-Reichel in Männedorf besucht und dann nie versäumt, den originellen Samuel Zeller zu hören), finden das frohe und ganze Ja zu dem lebendigen Herrn unter völligem Bruch mit Bildung und Wissenschaft, mit der Welt. Vater sprach es aus, daß er sich von Christus einen anderen Weg erhofft: den Weg zu ihm und zugleich einen völlig neuen Weg in die Welt.

Seine Begegnung mit Königsfeld – nirgends in späteren Jahren hat mein Vater sie vergessen, nie die Brüdergemeinde dankbarer erlebt und geliebt. Er hat uns das später manchenmal geäußert. Durch diese Briefe habe ich es verstanden. Wie möchten wir es den Lehrern und Erziehern unserer Schule wünschen, daß auch ihr Weg durch Königsfeld, für jeden in seiner Weise, gesegnet würde: durch Freundschaft und Weitung des Blicks, durch den Dienst in der Gemeinschaft und das Ringen um diese Botschaft, durch den Herrn.

Niedergeschrieben von Heinz Schmidt im Juli 1961 in Königsfeld.

Heinz Schmidt A Teacher's Life in Königsfeld 100 Years Ago

Walther Eugen Schmidt (1874–1959), later Secretary of the Bohemian-Moravian Society of the world-wide Unitas was teacher and educator at the boys' school in Königsfeld (Schwarzwald) from 1896–1902. His contributions to a »Correspondence Circle« among his former fellow students at the Theology College have survived and are an important source for this period. His son Heinz Schmidt has analysed and evaluated them here.

The small boys' school at Königsfeld like those in Neuwied on the Rhein and Prangins on Lake Constance was attended at that time mainly by students from abroad who came from France, French-speaking Switzerland, and above all, England. From 1898 to 1902 the number of pupils rose from 44 to 72, although criticism was growing in England about the strict boarding school system in Germany. Teachers and educators also felt the need for a freer style of education in the schools run by the Brethren. W.E. Schmidt considered it important to provide the pupils with love and understanding. In Königsfeld teachers and educators from the established church were active as well as members of the Brethren. Schmidt considered contact with them to be important for reflection on his own theological heritage. This was now under critical discussion at the Brethren's Theological College at Gnadenfeld as a result of questions raised by the parishes and the synod.

The young teachers were also affected by the social problems of that period and how they were approached by Friedrich Naumann and Martin Rade. The letters also mention contemporary literature but not the Chancellor of the Reich or the Emperor. The young Brethren play an active role in communal politics, not, however, without opposition from the Council of Elders.

The critical questions with which he was confronted during his time at the Theological College accompanied W.E. Schmidt on his way to a new christocentric understanding of the faith of the Unitas. Vicar Paul Jensen was an inspiration and a help to him in this process.